

nach dem Staat werden konnte. Er analysiert, wie sich die Kirche finanzierte und wie sie ihre Mittel einsetzte. Die großen finanziellen Möglichkeiten nach 1945 ermöglichten der Kirche den Sprung in die Moderne. Schmunk verarbeitet Material aus drei Kirchengemeinden, Zentralarchiv, Synodalprotokolle, Haushaltspläne usw. Einleitend geht Schmunk auf die Vorgeschichte der EKHN als „zerstörter Kirche“ ein. In den fünfziger Jahren ging es um Konsolidierung und Aufarbeitung der Kriegsfolgen. Danach kam es zu einer gewaltigen Expansion. Die Kirche wurde zu einem gesellschaftspolitischen Akteur. Getragen wurde die Entwicklung von einer vorwiegend mit Akademikern besetzten Synode. Die Zahl der Mitarbeitenden in der Kirchenverwaltung stieg von 1950 neunundneunzig auf 1971 vierhundertzwei. Schmunk unterscheidet fünf Phasen in dem untersuchten Zeitraum: 1950–1957 (Vorbereitung), 1958–1963 („Zeit der Erquickung“), 1964–1969 (Stabilisierung), 1970–1974 (zweite Boomphase), 1975–1979 (Stagnation auf hohem Niveau). Ermöglicht wurden die riesigen Zuwachsraten durch die Kirchensteuer, die seit den 50er Jahren vom Arbeitgeber einbehalten wurden. Nach der Beseitigung der Kriegsschäden und der Besetzung vakanter Pfarrstellen kam es zu einem Bauboom. Der Anteil der Pfarrergehälter in den Haushalten sank. Neue Aufgaben wurden angegriffen, übergemeindliche Arbeit ausgebaut. Schmunk wertet das, was da passierte, als Sprung in die Moderne. Es gab Spezialisierungen. Man übernahm moderne Organisationsformen usw. Bei aller Modernisierung jedoch gab es für Schmunk auch ein entscheidendes Defizit: „... und konnte dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – nicht zugleich die spätestens 1968 beginnende gesellschaftliche Dechristianisierung verzögern oder verhindern“ (S. 181). Die mit dem „gerade deshalb“ angedeuteten Zusammenhänge analysiert Schmunk nicht weiter. In einem dritten Teil vergleicht Schmunk die gesamtkirchlich erhobenen Entwicklungen

mit den Entwicklungen in drei Kirchengemeinden. Es gibt keine Abweichungen. Das hohe Mittelaufkommen wurde weitgehend an die Gemeinden weitergereicht. Die Gemeinden verfügten zusätzlich über ein hohes Spendenaufkommen. Im vierten Teil beschreibt Schmunk die Mitgliederentwicklung und nennt neben den Kirchenaustritten vor allem die demografischen Faktoren. Interessant ist ein weiteres Kapitel mit Zahlen, in dem Schmunk einen Generationswechsel in der Pfarrerschaft beobachtet. Diejenigen, die den Sprung in die Moderne begleiteten, gehörten einer Generation an, für die das gesicherte Einkommen maßgeblich für die Berufswahl war. Schmunk nennt sie die „Brottheologen“.

Ein Drittel der Arbeit nimmt der Anhang ein, in dem all die Zahlen, Grafiken usw. aufbewahrt sind, auf die im Text verzichtet werden musste, auch wenn es auch dort noch vieles davon gibt.

Für jemanden, der Kirchengeschichte als Ideengeschichte zu sehen gelernt hat, ist die vorgelegte Sichtweise spannend und aufklärend. Interessant wäre jetzt, wie in der Kollegenschaft oder synodalen Gremien diese Sichtweise zum Zuge kommen würde und was dabei für Theologie, für Zufriedensheitsauskünfte und dergleichen herauskäme. Schmunks Impuls bedarf der Weiterarbeit. Aber es ist ein dringend notwendiger Impuls.

Wolfgang Lück

2. Kurhessen-Waldeck

Bettina Toson, Mittelalterliche Hospitäler in Hessen zwischen Schwalm, Eder und Fulda. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte Band 164), Marburg 2012. ISBN 978-3-88443-319-5. 196 S. 28 Euro.

Das Buch entstand als Dissertation am Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften der Philipps-Universität Marburg (Doktormutter Prof. Dr. Ursula Braasch-Schwersmann). Die Verfasserin betrachtet neun (spät-)mittelalterliche Hospitäler in sieben Kleinstädten „Althessens“ (Felsberg, Gudensberg, Homberg/Efze, Melsungen, Spangenberg, Treysa und Fritzlar) erstmals in einer Zusammenschau. Die untersuchten Hospitäler liegen alle in einer Region, nämlich in den Flusslandschaften zwischen Schwalm, Eder und Fulda. Nicht deutlich ist, ob damit wirklich alle Hospitäler dieser Region erfasst sind oder ob und mit welchen Gründen manche keine Berücksichtigung fanden (Borken? Einrichtungen außerhalb der Städte?). Im Blick auf den Forschungsstand beklagt die Autorin zu Recht, dass es bisher zwar zahlreiche Studien zu einzelnen Hospitälern, aber kaum den Versuch einer Gesamtbetrachtung gab. Die Verfasserin geht nicht von einer zentralen Fragestellung aus, sondern untersucht nach einem bestimmten Frageraster einzelne Aspekte des Hospitalwesens. Dazu gehören die Gründung und Erstausrüstung des jeweiligen Hospitals, Verwaltung und Trägerschaft, Kapelle und Hospitalgeistliche, Insassen und Hospitalfamilie, Besitzumfang und die weitere Entwicklung des Hospitals bis zur Gegenwart.

Hospitäler entstanden zumeist im Zusammenhang mit den Stadtgründungen des 13. Jahrhunderts und als Antwort auf neue Probleme in der Sozialfürsorge. Toson arbeitet heraus, dass die Hospitäler in der Regel eine multifunktionale Ausrichtung hatten. Sie waren nicht nur Einrichtungen für Arme und Kranke, sondern oft auch Herbergen

für Kaufleute und Durchreisende. Mitunter dienten sie auch als Altenheime für wohlhabende „Pfründner“. Sie hatten ferner eine wichtige finanzwirtschaftliche Funktion für die Städte, z. B. als Kreditgeber. Und sie waren auch wesentliche Elemente im geistlichen Leben einer Stadt.

An den untersuchten Einrichtungen kann die Verfasserin zeigen, dass Hospitäler nicht innerhalb der dicht bewohnten Altstädte, sondern in den Stadterweiterungen oder vor den Toren einer Stadt gegründet wurden. Für die Standortwahl war nicht nur eine geregelte Wasserversorgung, sondern oft auch die Lage an wichtigen Verkehrswegen von Bedeutung. Alle Hospitäler gehen auf Stiftungen zurück, mit denen die Stifter nicht nur Not lindern, sondern auch ihr Seelenheil fördern wollten. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Hospitäler waren zur Fürbitte für die Stifter verpflichtet. Alle Hospitäler verfügten von Anfang an über Kapellen mit Hospitalgeistlichen und einem eigenen geistlichen Leben. Die Finanzierung der Hospitäler erfolgte durch einen unterschiedlichen Mix aus Spendengeldern, Schenkungen und Erwerb von Immobilien, Bewirtschaftung von Gütern und der Aufnahme von Pfründnern.

Träger der Hospitäler waren im Spätmittelalter in der Regel die Städte, manchmal auch Klöster. Für die Verwaltung der Einrichtungen wurden „Vormünder“ und „Spitalmeister“ eingesetzt. Die Überwachung durch die öffentlichen Träger erstreckte sich manchmal sogar auf die gottesdienstlichen Pflichten der Geistlichen und auf die Pfarrfründe.

Die von manchen vertretene These einer generellen Kommunalisierung und Säkularisierung des Hospitalwesens im Spätmittelalter scheint mir mit der vorliegenden Untersuchung nicht belegt werden zu können. Auch bei kommunaler Trägerschaft war die kirchliche Präsenz in den Hospitälern, ja, der geistliche Charakter dieser Einrichtungen eine Selbstverständlichkeit. Mit Einführung der Reformation wurde die Sozialfürsorge zwar neu begründet und

geordnet (Einführung des gemeinen Kastens), aber im Regelfall waren die Pfarrer nun auch in die Verwaltung der Hospitäler mit einbezogen.

Der Ertrag der Arbeit liegt nicht in einer neuen Gesamtsicht der Hospitäler, sondern in der Beschreibung zahlreicher Gemeinsamkeiten und Unterschiede. So entsteht ein differenziertes Bild des Hospitalwesens in einer Region. Auch wenn für die Verfasserin aufgrund der Quellenlage weiterhin viele Fragen offen bleiben (z. B. nach der medizinischen und pflegerischen Versorgung, nach dem Aufnahmeverfahren, nach den Verweildauern), erweitert und vertieft diese Arbeit unsere Kenntnis der mittelalterlichen Hospitäler in Hessen bedeutend. Für die weitere Forschung wäre es wünschenswert, dass die von Werner Moritz bereits 1980 vorgelegte Übersicht über die mittelalterlichen Spitäler in hessischen Orten bis zur Reformation (Ausstellungskatalog „Kranken- und Armenpflege in Hessen“), ergänzt wird durch weitere Hospitäler, die dort noch nicht verzeichnet sind.

Zahlreiche Abbildungen und Schaubilder illustrieren den Text und erleichtern das Verständnis. In einem Anhang wird der Güterbesitz der Hospitäler in Tabellen übersichtlich dargestellt. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt den Band.

Martin Arnold